



Das grosse Einerlei

Langeweile ist die Signatur unserer digitalen Zeit

Gastkommentar
von MÄNFRID SCHNEIDER

Nach haben sich in Berlin die beiden grossen Lager nicht geeinigt, ob sie eine gemeinsame Regierung bilden wollen, da hört man in Talkrunden und politischen Kommentaren bereits die Klage, dass das künftige Regieren überaus langweilig sein werde. Hinter dieser Klage steckt keineswegs die Erwartung, dass sich auf der politischen Bühne shakespearehafte Dramen abspielen sollten, wo Verschwörer, Intriganten, Mätressen und Verräter gegen aufrechte Wahrer von Anstand und Vernunft antreten. Die Klage ist eine routinierte Gedankenlosigkeit. Aber da die Gedankenlosigkeit längst das grosse Wort führt, verdient die politische Langeweile gerade in der ereignislosen Zeit «zwischen den Jahren» eine nähere Betrachtung.

Die modernen Demokratien haben die Vorstellung entwickelt, dass sich die Politik als ein öffentliches Drama abspielt. Der Streit um richtig und falsch, Gut und Böse, Krieg und Frieden sollte als Kampf der Worte, der Argumente, Gesten und Bilder geführt werden. Dieses neue politische Schauspiel würde sich jedoch vom repräsentativen Theater der alten Monarchien unterscheiden, wo vor allem Kriege, Krönungen und Hochzeiten öffentlich abrollten.

Robespierre, der grosse und unerbittliche Exekutor der Französischen Revolution, träumte davon, dass die Debatten des Konvents von der gesamten Nation verfolgt werden könnten. In einer riesigen Arena sollten Zehntausende von Hörern und Zuschauern sicherstellen, dass es in der Politik keine Tyrannei, keine Korruption, keine Intrigen mehr gäbe, sondern nur noch die vernünftige Stimme des allgemeinen Willens.

Aber just zu diesem Zeitpunkt, da die königlichen Köpfe rollten, als ganz Europa von revolutionärer Unruhe ergriffen wurde und immer mehr republikanische Arenen errichtet wurden, als bereits das kommunistische Gespenst sein Haupt erhob, erfasste die gebildete Welt die Langeweile. Das Gefühl, in einschläferndem Kreislauf zu leben, konnten weder Krieg oder Umsturz noch Mode oder technischer Wandel aus den Gemütern räumen.

Der Revolutionsheld Danton in Georg Büchners Drama beklagte sich darüber, dass er jeden Tag gleich aufstehen und zu Bett gehen müsse. Ihn plagten Monotonie und Langeweile, obschon er wusste, dass die Guillotine auf ihn wartete. Lord Byron, Musset,

Heine, Chateaubriand, Gontscharow, Baudelaire, Valéry und viele andere Intellektuelle der Zeit betrubten sich in politischem «ennui». Der Schriftsteller Ernst Jünger schrieb 1914 in sein Kriegstagebuch «In Stahlgewittern», dass die Langeweile im Schützengraben schlimmer sei als die Nähe des Todes. Und obwohl im 20. Jahrhundert nicht nur Kriege und Katastrophen, sondern auch Kino, Radio und Fernsehen immer neue Mittel gegen die alltägliche Langeweile türmten und die Augen wie Ohren des Publikums in die Intimräume der politischen Macht führten, nahm die Klage nicht ab.

Wir müssen wieder lernen, die Wirklichkeiten intelligent nach ihrer Bedeutung für unsere Erfahrung und Einsicht zu unterscheiden.

Die verschiedenen Spielarten der Langeweile sind seit der Antike bekannt. Dass es den Mönch in seiner Zelle und manchen Eremiten bei Dauerbetrachtung der Wüste nach Abwechslung verlangte, lässt sich nachvollziehen, nicht aber, dass die Politik und das Weltgeschehen der Zerstreung des Publikums zu arbeiten sollen.

Die bunte und lärmende Unterhaltung, die heute alles heimsucht, die Pop-Sänger, Spasmacher und Cheerleader in Wahlkämpfe, Halbzeiten, Misswahlen, Preisverleihungen, Autorenmen, Inaugurationen, Raketenstarts und Staatsbesuche schiekt, wirkt an einer Erwartung mit, dass es in keiner Sekunde unseres Alltags eine Eintrübung der Stimmung geben dürfe. Schon eilen Lebenshelfer herbei und lindern die schlechte Laune bei Beerdigungen mit einem Gläschen Prosecco; und die leeren Kirchenbänke werden bald die Bischöfe dazu anregen, statt Brot und Wein, Fingerfood und Champagner zur Stärkung der Erlösungs-

hoffnung zu verteilen. Ja, das Kino selbst hütet sich vor Langeweile, indem es mit immer verrückteren Spezialeffekten und kurzen Schnitten das Zuschauerauge offen hält.

Woran mag es liegen, dass die dauernde Zunahme an Information, Belustigung und Kritik doch immer weiter Missstimmung und Gemütsödnis hervorbringt? Ist es eine Sucht, die uns wie Abhängige dazu treibt, immer mehr politische Unterhaltung zu dealen? Oder ist es das hohe Aufklärungs-niveau unserer Zeit, das die Ansprüche wachsen lässt, wie wir regiert und informiert werden wollen? Dabei war es doch im Rückblick der Wille der bürgerlichen Reformen, den Prunk, den Überfluss und die leeren Rituale der aristokratischen Herrschaft zu beenden. Erst die Abrüstung der Privilegien, Paraden, Hofämter und die Durchleuchtung der Macht brachten das moderne politische System hervor, das aus Wahlen, Debatten, Programmen, Entscheidungen, Gesetzen und Verträgen besteht.

Die Homogenisierung unserer Erfahrung und die Erwartung, dass es allenfalls möglichst unterhaltsam zugehe, haben damit zu tun, dass wir die Welt vor allem auf Bildschirmen erleben, die alle Verschiedenheit und Komplexität in das gleiche Repertoire von Farben und Formen rührt. So wie seit dem 19. Jahrhundert Dinge, Künste, Berufe, Ämter, Fähigkeiten durch Geld zu Waren und damit tendenziell gleichgemacht wurden, so erscheint heute auf dem Screen trotz schönen Oberflächen und bunten Designs alles, was die Welt ist, in einem uniformen Einerlei.

Wenn jetzt die Politiker in einem Atem nach beschleunigter und verbesserter Digitalisierung rufen, wofür ja einiges spricht, dann arbeiten sie auch mit an der Uniformierung der Wirklichkeit. Die Langeweile setzte Ende des 18. Jahrhunderts ein, weil sich die Welt dem Auge der Literatur nur noch in Buchstaben offenbarte. (Daher empfahl sich die Literatur selbst als Gegenmittel!) Wir müssen wieder lernen, die verschiedenen Wirklichkeiten, die gleichförmig über unsere Bildschirme laufen, nicht gedankenlos nach ihrem Unterhaltungswert, sondern intelligent nach ihrer Bedeutung für unsere Erfahrung und Einsicht zu unterscheiden. Politische Langeweile und gedankenlose Erregung darüber im TV-Talk sind am Ende ein gutes Zeichen.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.



TEPPICHETAGE

«Farewell»

Von DORIS AEBI

Heute, liebe Leserin, lieber Leser, gilt es, Abschied zu nehmen. Nicht nur vom alten Jahr, sondern auch von Ihnen, liebes Publikum, zumindest in diesem Rahmen: Dies ist mein letzter Bericht von der Teppichetage. Anderthalb Jahre lang habe ich hier für Sie aus meinem Berufsalltag geschrieben. Was bleibt? Eine noch tiefere Überzeugung, dass es eine zentrale Rolle spielt, was die Menschen auf der Teppichetage tun oder lassen – besonders in Umbruchzeiten.

In den bisher 39 Kolumnen habe ich viel über die Anforderungen des digitalen Zeitalters geschrieben, denen sich die Teppichetage noch mehr als bisher stellen sollte. Ich habe darüber geschrieben, dass Führung kooperativer werden muss, auf Vertrauen statt Kontrolle setzen sollte und dass Vielfalt in jeder Form – Herkunft, Geschlecht, Alter – im Wandel der vielleicht wichtigste Faktor für Erfolg ist. Wenn niemand alleine genau weiss, was kommt, sind Agilität, Offenheit und steter Lernwille die einzig kluge Strategie. Stark hierarchische, inflexible und monetär getriebene Systeme hingegen könnten sich auf stürmischer See – eine Analogie, die ich mehrfach wählte und die mir noch immer gut gefällt – als hochgradig schädlich erweisen. Ich habe auch berichtet, was eine solche zukunftsorientierte Sichtweise für die Zusammensetzung von Verwaltungsräten bedeuten könnte, für die Politik und für ein künftiges Steuersystem. Bei all diesen Betrachtungen bin ich immer wieder auf eine Überzeugung zurückgekommen, die mich seit langem prägt und an die ich heute mehr denn je glaube: Um für die Zukunft gewappnet zu sein, müssen wir in unseren Unternehmen, aber auch in der Gesellschaft insgesamt noch viel stärker auf Kooperation vertrauen. Es braucht das Beste von ganz vielen verschiedenen Menschen und Disziplinen, nicht nur von ein paar Häuptlingen, damit wir die heutigen und künftigen Herausforderungen gut meistern. Es ist eine zentrale Aufgabe der Frauen und Männer auf den Teppichetagen, die Diversität zu fördern und zu pflegen – nicht etwa, weil sich diese noch gut macht, sondern weil sie für den Erfolg essenziell ist.

Auch wenn Sie hier nicht mehr alle zwei Wochen von mir hören, so bleiben diese Themen doch zentrale Begleiter in meinem Beruf als Headhunterin wie auch in den Verwaltungsräten und Fachgremien, in die ich mich einbringe. Eine zukunftsgerichtete, innovative Schweizer Wirtschaft ist der Schlüssel für den Erhalt unseres Wohlstandes. Wir alle müssen uns heute dafür einsetzen, dass neue Ideen nicht an Hierarchien, Vorurteilen und schwerfälligen Bürokratien scheitern. Auch ich werde das nach dieser speziellen und wunderbaren Zeit als Kolumnistin weiterhin und vielleicht noch stärker tun.

Apropos Kolumnistin: Die letzten anderthalb Jahre haben mir vor Augen geführt, wie verwandt der Journalismus dem Headhunting ist. Auch Executive Searchers recherchieren, stützen sich auf Quellen und tasten sich vor, um die besten Talente zu finden. Beiden gemeinsam ist, dass nur schöpferisches Handwerk verbunden mit Redlichkeit und umfassendem Verantwortungsbewusstsein zu qualitativ hochstehenden Ergebnissen führt. Darum wünsche ich zu diesem Abschied nicht nur Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, alles Gute. Sondern auch den Redaktionen, dieser und anderen – es war mir eine Ehre.

Doris Aebi ist Unternehmerin und Personalberaterin in Zürich. Sie hat an dieser Stelle vierzehntägig über Erfahrungen aus ihrem Arbeitsumfeld reflektiert: der Teppichetage. Dies ist ihre letzte Kolumne.

ARCHIV-TROUVAILLEN

Feuerfarbenspiel

bsa. · 1983 begibt sich die NZZ auf die Spuren des Feuerwerks. Das allererste und noch bescheidene findet 1379 in Vicenza statt. Rasch entwickelt es sich zur verschwenderrischen Kunst. «Noch höhere Scheitelpunkte der Raketen (bis zu 800 m); intensivere Farben denn je – das äusserst schwer zu erzeugende samtene leuchtende Tiefrot; Kobaltblau, das den Nachthimmel von innen durchglüht; der präziseste Ablauf der Zündfolgen und, erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Japan entwickelt, die spektakulären zwei- und dreifachen Verwandlungen, da aus den golden und firmamentgross aufsteigenden Feuerwerksweiden plötzlich vielfarbige Bouquets hervorbekommen, wie nach dem Urknall sich dehnd und dehnd, jedes ein kleines Weltall für sich, man meint beim Hinsehen selbst zu wachsen, in allen Dimensionen zugleich, als habe man wie Alice im Wunderland soeben den Zaubertank getrunken, bis mit einem Schlag alles zu Ende ist im Triumph eines blendendweissen Blitzgewitters.» (Und nebenbei: welch ein Wort-Feuerwerk!)

NZZ nzz.ch/archiv-trouvailles